

Editorial

Einsparungen in öffentlichen Haushalten, die als staatliche »Schuldenbremse« auch im Jahr 2023 noch politisch durchgesetzt werden, weil sie an Erzählungen über Hyperinflation nach dem Ersten Weltkrieg anknüpfen. Fehlende öffentliche Kinderbetreuung, die auch deshalb noch immer nicht als politischer Großskandal gilt, weil die nationalsozialistische Verunglimpfung der »Rabenmutter« offenbar im kollektiven Gedächtnis der Deutschen besser verankert ist, als die staatlichen Betreuungskonzepte der DDR. Nur zwei Beispiele von vielen möglichen, die zeigen, dass selbstverständlich mit Erinnerung Politik gemacht wird. Nicht erst, seit Russlands Präsident den Einmarschbefehl in die Ukraine mit einer »Befreiung vom Faschismus« rechtfertigte und gleichzeitig den Deutschen mit einer beinahe identischen Argumentationsfigur »Putin ist Hitler« das gigantischste Rüstungspaket der Nachkriegszeit als alternativlos angeboten wird. Ein Totschlagargument – egal wer es gerade benutzt.

»Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg!« sind nicht länger zwei untrennbar verbundene Zwillingshalbsätze, sondern werden als Einzelparolen gegeneinander ins Feld geführt. Ein Feld, auf dem kein Platz mehr zu sein scheint für andere Erinnerungen. Erinnerungen an Demonstrationen für atomare Abrüstungen, an denen sich eine halbe Millionen Menschen beteiligten, oder an physische wie psychisch versehrte Soldaten und Zivilistinnen, deren Kriegs-Traumata noch zwei Generationen später fortwirken und den »Kriegsenkeln« nicht nur in Deutschland Stoff für zahlreiche Buchveröffentlichungen bieten. An Angriffskriege der Großmacht USA sollen wir uns aktuell genauso wenig erinnern wie an Diktatoren, deren Macht trotz massiver Menschenrechtsverletzungen weder von Russland noch der Nato in Frage gestellt wird.

Die Begründungen für derartige partielle Amnesien reichen oft weiter als realpolitische Opportunitätserwägungen nach dem Motto: »Wir haben jetzt Dringendes zu regeln und wollen uns durch eure gegenläufigen Erinnerungen nicht davon abbringen lassen«. Nicht nur als unpassend, sondern als minderwertig oder »sachlich falsch« wird das Erinnern der anderen häufig abqualifiziert. Ein rüdes »Vergiss es!« wie es auch diejenigen zu hören bekommen, die es wagen, die Zwangsarbeit und systematische Ermordung ihrer Vorfahren in anderen Teilen der Welt in Bezug setzen zu wollen zur hiesigen Erinnerung an die Shoah. Die Abwehrreflexe beziehen sich dabei weniger auf überprüfbare, und damit diskussionsfähige Einzelheiten, auf geographische oder historische Unterschiede und Gemeinsamkeiten dessen, was jeweils erinnert wird. Vielmehr geht es um eine etablierte Hierarchie des öffentlich mehr oder weniger Erinnerungswürdigen. Sie soll genauso wenig hinterfragt werden wie der Rest der Machtverhältnisse, deren Teil auch jede offizielle Gedenk- oder Erinnerungspolitik selbstverständlich ist. So dominiert 30 Jahre nach dem Ende der DDR weiterhin die staatliche „Stasi-Mauertote-Unrechtsregime“-Gedenkpoltik und disqualifiziert die abweichenden und widersprüchlichen privaten Erinnerungen von Millionen Frauen und Männern an das Land, in dem sie gelebt haben.

Wie derartige Hierarchisierungen des Erinnerns zustande kommen, wirken und sich verfestigen, wissen alle aus persönlicher Erfahrung und Anschauung. Jedes Klassen-

treffen, jeder Freundeskreis, der sich an gemeinsame Urlaube zurückerinnert, jede Familienfeier bieten reichlich Gelegenheit und Material: Wenn sich die heroischen Frontgeschichten des Vaters gegen die Luftschutzkellerängste der Mutter durchsetzen, wie die Erzählung des ehemaligen Klassenlieblings über »lustige Streiche« die unangenehm berührenden Mobbingverfahren der damaligen Außenseiterin auch zwanzig Jahre nach dem Schulabschluss schnell verdrängen. Oder wenn nach dem fünften Handy-Video derselben Wanderung immer lauter darüber diskutiert wird, wessen Idee diese viel zu lange und beschwerliche Route denn nun eigentlich gewesen sei, wieso sich K. irgendwann weigerte, auch nur einen Schritt weiterzugehen, was B. damit zu tun hatte, und wie sich das Ganze schließlich doch noch zu einem für alle unvergesslichen Tag fügte. In solchen Situationen zeigt sich die jeweils eigene Erinnerung in ihrer ganzen Fragilität und Fragwürdigkeit. So unverzichtbar die Fähigkeit und Möglichkeit, sich zu erinnern, für die eigene Identität ist, so beeinflussbar ist sie auch: Abhängig von den Umständen der Gegenwart, in der ich mich erinnere, ebenso wie jenen, an die erinnert wird. Eine Frage von Erlebtem wie Erzähltem, von physischen, psychischen, politischen Bedingungen. Diese Bedingungen im Prozess des Erinnerns selbst bewusst zu machen und zu reflektieren, dafür hat Frigga Haug vor vier Jahrzehnten die Methode der kollektiven Erinnerungsarbeit entwickelt, die mittlerweile rund um den Globus in akademischen und nicht akademischen Projekten angewendet wird (siehe auch die Rezension von Harry Friebel in diesem Heft).

Sich diese Bedeutungskonstruktion in unserer jeweils eigenen Praxis gemeinsam bewusst zu machen, ermöglicht Austausch über offen gebliebene Fragen und schlecht vernarbte Wunden. Gemeinsam lassen sich Erinnerungslücken schließen und frühere Fehler korrigieren, bevor sie sich durch stete Wiederholung zu angeblichen Wahrheiten verfestigen, die immer schwerer zu hinterfragen sind.

Derartige Erfahrungen anderen Erinnerns werden in der bürgerlichen Gesellschaft noch immer als »private« vom öffentlichen, politischen Erinnern getrennte angesehen. Nichts, was offizielle Diskurse über Krieg und Frieden, Gedenkpolitik, Kunstfreiheit und Staatsraison stören darf. Gerade deshalb erscheint uns eine genauere Analyse widersprüchlicher Erfahrungen mit privaten Erinnerungen notwendig und lohnend. Sie bilden den Schwerpunkt dieses *Arguments* und beschreiben auf höchst unterschiedlichem Terrain weibliches Erinnern in dem Ringen um einen Zugewinn von Handlungsfähigkeit. Indem die Autorinnen ihre Leserinnen und Leser an dieser persönlichen Arbeit teilhaben lassen, zeigen sie Wege auf für einen von uns schmerzlich vermissten anderen politischen Umgang mit Erinnerungen.

Ein Labor, um jenes andere Erinnern zu erlernen, das so dringend nötig wäre, um, wie es die Autorin Charlotte Wiedemann in ihrem jüngsten Buch *Den Schmerz der anderen begreifen* erhofft, ein Weltgedächtnis aufbauen zu können. »Ein Erinnern für eine Welt, in der es keine Hierarchie von Leiderfahrung mehr gibt, und keinen Schmerz, der nicht zählt. Ein Erinnern für eine neue Ethik der Beziehungen und einen Antifaschismus des 21. Jahrhunderts.« Damit Erinnerungen nicht mehr nach Belieben als Stützpfeiler der herrschenden Verhältnisse eingebaut werden können, sondern uns gegenseitig stützen, um diese Verhältnisse zum Bessern zu verändern.